



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Monstranz von Waldsee

Die Monstranz von Waldsee

Nachdruck verboten!

Geschichtliche Erzählung von Konrad Rummel

(Fortsetzung)

Als letzter Schritt der Stiftsmeßner den Seitengang herunter, verließ die Kirche, schloß das Seitenportal von außen her in wiederholten Drehungen des Schlüssels ab, und das Sanctissimum, im Herzen der Monstranz ruhend, eingeschlossen im Drehtabernakel des Hochaltars, war allein in seinem Heiligtume, umgeben freilich vom unsichtbaren Chore der Engel und umrauscht vom unaufhörlichen Heilig, Heilig derselben, welches irdische Ohren nicht zu hören vermochten.

Der alte Kantor und Organist stieg, aus der Kirche kommend, langsam die schmale Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Wieder und wieder schüttelte er sinnend das weißhaarige Haupt. „Wie ist es mir heute doch so merkwürdig zu Mute gewesen“, sagte er zu sich selber; gerade wie bei einem Trauergottesdienst, oder noch mehr — wie am Karfreitag. Die Mollakkorde und die dunkelsten Kadenzten sind mir wie von selber in die Finger gekommen; jeden zweiten oder dritten Takt ist die gleiche Melodie, ohne daß ichs wollte, mir aus dem Spiel aufgetaucht, die Melodie: „O Haupt voll Blut und Wunden“. So schwer ist's mir auf dem Herz gelegen — ich weiß nicht was —, daß ich alter Mensch am liebsten mit meiner Orgel um die Wette lamentiert hätte. Alles, nur keine Fastnachtsstimmung habe ich diesen Abend. Und zum Ausgehen ins Wirtshaus habe ich auch keine Lust mehr . . . Vielleicht“, schloß er seine trübselige Betrachtung, „ist's die dicke Luft, die mich drückt; die Nacht wird kälter, vom See herauf kommt's trüb und neblig, und wenn es so fort macht, so kann der Nebel diese Nacht zum Greifen dick werden.“

Der alte Mann öffnete das Fenster und schaute über das mächtige Kirchendach, welches jenseits schwarz in den beinahe ebenso dunklen Himmel ragte, hinauf.

„Kein Sternlein sieht man am ganzen Himmel“, murmelte er. „Wer heute nacht ohne Laterne heimgeht, mag seine Füße und Rippen in acht nehmen.“

Von der Stadt heraus hörte man jetzt

aus einem Wirtshaus halbverschwommene Tanzmusik. Die eintönigen taktgemäßen Striche der Bassgeige und die Stöße des Bombardon wechselten ab mit den schrillen Klängen der Klarinette; dazwischen hin und wieder das Sauchen eines übermütigen Fastnachtsgastes oder die Zurufe der sich in der Hauptgasse Begegnenden. Jetzt hörte man auch singen. Näher kam das Lied:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind hantieren wir,
Der Mond ist unsre Sonne. Tuhuhu!“

Die paar ausgelassenen Sänger waren jetzt recht nahe gekommen, so daß man jedes Wort verstand.

„Heut' kehren wir beim Pfaffen ein,
Bei masten Pächtern morgen . . .“

Unwillkürlich schloß der Greis die Fenster. „Das hat gerade noch gesehlt“, brummte er, „daß man solche Lieder auf dem Theater singt und den Leuten auch noch die „Räuber“ vorspielt, wo es sie ohnehin schon in der Wirklichkeit gibt. Gott sei's geklagt, vergeht ja keine Woche, wo nicht gestohlen und eingebrochen wird.“

Mitternacht war vorüber. Da schreckte des Stiftsmeßners Bethle aus dem Schlafe auf. Tränenüberströmt war ihr Gesicht, wie sie jetzt erst merkte. Sie mußte bitterlich im Schlafe geweint haben.

„Es ist auch kein Wunder“, sagte sie zu sich selber, noch halb im Schlafe befangen. Was war alles während der letzten Wochen und besonders in den allerletzten Tagen über sie gekommen, deren Leben bisher so ruhig, wenn auch arm an äußeren Freuden dahingeflossen war. Das waren Dinge, die auf einer viel stärkeren Seele schwer genug gelastet hätten: die in Aussicht stehende Heirat des Vetzters Stiftsmeßner, der drohende Verlust der bisherigen Heimat im Meßnerhause, die Besorgnisse und Ängste um den Vetter, die Werbung von Schmüllers Franz, und dann vollends die erneuten zudringlichen Versuche des verabscheuten Härtl, die Hand Bethles zu erhalten, und

die hartnäckige Unterstützung dieser Werbung durch den eigenen Vormund und Vetter, den Stiftsmeßner. Das alles war schier zu viel gewesen für das arme Mädchen, dessen Inneres zarter besaitet war, als die Leute eben wußten. Halbe Nächte hatte das Bethle in letzter Zeit schlaflos durchwacht.

Zwischen quälenden und sorgenden Gedanken tauchte unvermittelt ein Bild auf. Die Erinnerung an ein recht unscheinbares und doch für sie so schönes, tiefempfundenes Ereignis von diesem Nachmittage. In der Betstunde bald nach Mittag war das Bethle an ihrem gewöhnlichen Platze auf der Frauenseite vor der Kanzel gekniet. Wie sie da aufschaute zum Hochaltar, da war derselbe übergossen vom hellen, strahlenden Mittaglicht des Sonnenscheins, welcher durch das ganze Rundfenster des Westgiebels der Stiftskirche über die Orgel hereindrang. Wunderbar schön und rein erschimmerte die Silberpracht der Monstranz mit dem farbigen Blitzen und Glühen des Juwelentranzes; das Bethle aber schaute nur das reine zarte Weiß des Himmelsbrotes, unter dessen Gestalt der Heiland selber verborgen thronte. Sie freute sich unwillkürlich über die Huldigung der Königin der Schöpfung, der Sonne, vor dem Herrn, dem Gottessohn in Brotsgestalt. Und wie dann nach einiger Zeit der Sonnenschein langsam wieder verschwand, weil wohl eine Wolke vor ihn getreten war, da war es dem Mädchen beinahe wehe ums Herz geworden; es wollte ihr vorkommen, wie wenn derselbe ein Abschiedsgruß an den Heiland auf dem Altare gewesen wäre. Wie und warum sie dieses Gefühl überkam, darüber gab sie sich keine Rechenschaft. Es kam ihr nur unwillkürlich das leise geflüsterte Wort auf die Lippen: Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden; Herr, bleib bei uns. — Und nachdem das Bethle wieder zu Hause war, kam ihr das kleine, sinnige und doch so wehmütig anmutende Ereignis immer wieder in den Kopf.

Im Traume hatte sie wiederum den vom Sonnenglast so festlich beleuchteten Hochaltar geschaut; die heilige Hostie aber in der großen Monstranz schimmerte über alle Beschreibung rein und weiß durchs Gotteshaus. Da wurde der Altar plötzlich überdeckt von schwerem Schatten, der immer tiefer, düsterer, dunkler und schwarzer sich niedersenkte und alles zuletzt in dicke Finsternis einhüllte. Nur

die sechs Kerzen zu den beiden Seiten des Tabernakels flammten noch in blutigrotem Scheine. Die Hostie aber, das Sakrament des Fleisches und Blutes des Herrn, schwebte inmitten der farblos und unscheinbar gewordenen Monstranz zart und leuchtend mitten im Dunkel des Hochaltars. Und jetzt geschah, was nur in der Karwoche, in der Mette vom Karfreitag geschieht, im Traumbild vor dem Geistesauge Bethles: Die Kerze zur äußersten Rechten des Altars erlöschte. Es war, wie wenn durch das Dunkel eine noch schwärzere Hand hereinlangte und das rote Licht ausgelöscht hätte. So geschah es auch mit dem Licht auf der linken Seite, und dann, langsam, mit unheimlicher Sicherheit, in bestimmten Abständen auch mit den vier anderen Kerzen. Jetzt herrschte völlige Finsternis um die immer noch leuchtende heilige Hostie, welche nun der einzige Lichtpunkt im ganzen tiefschwarzen Innern des mächtigen Gotteshauses war. Eine Zeit verging, während welcher im Traume das Bethle das Sakrament lobte und pries und anbetete. Da plötzlich tauchte langsam und furchtbar aus dem Schatten die schreckliche schwarze Hand auf. Sie begann allmählich mehr und mehr sich in eine große Kralle zu verwandeln; langsam schob sie sich näher zum Allerheiligsten heran und jetzt — und jetzt, war das Santtissimum verschunden, — tiefschwarze Finsternis herrschte In diesem Augenblick des Traumes war das Bethle mit einem jähen Aufschrei erwacht und starrte jetzt, noch vom Schrecken fieberhaft geschüttelt, mit offenen Augen ins Dunkel ihrer Schlafkammer, während die heißen Tränen ihr immer noch über die Wangen rollten.

Geraume Zeit dauerte es, bis sie sich wieder zurecht fand, und es ihr klar geworden war, daß sie nur geträumt habe. Vom Turme herüber klangen jetzt durch die Stille der Nacht in langamer Aufeinanderfolge vier Schläge der Uhr und darauf mit tiefem, sonorem Tone noch ein weiterer Glockenschlag: ein Uhr nach Mitternacht.

Es war nur ein Traumbild, ein grauenhaftes Traumbild, welches des Meßners Bethle geschaut hatte. Sie wußte aber nicht, daß in dem Traum die Ahnung eines entsetzlichen Vorganges Gestalt angenommen hatte. Die rechte Ruhe wollte freilich nicht mehr wiederkommen in dieser Nacht. Schwer und drückend lastete etwas Unbestimmtes auf ihrem

Gemüte, ähnlich dem dichten, feuchtkalten Nebel, der draußen Gassen, Plätze und die ganze Stadt einhüllte und Bäume, Häuser und Kirche bloß in unbestimmten Umrissen erkennen ließ. — — —

Am Himmel zeigte sich kein Sternlein und der Nebel hatte sich verdichtet und füllte als eine träge, feuchte Masse auch den Klosterhof rings um den hochragenden Bau der alten Stiftskirche aus.

Auch in das Innere derselben war er mit seinem naßkalten Duft und Dunst gedrungen. Tiefe Finsternis herrschte hier. Lichtlos starrten die Fenster, die sich von den schwarzen Mauerwänden des Schiffsraumes kaum mehr abhoben, hernieder; die Bankreihen waren von dem Kirchenboden in der Dunkelheit nicht mehr zu unterscheiden. Nur ganz vorne im Chor leuchtete ein matter Schein. Er kam aus der Ewiglichtlampe. Das leise bewegte Flämmchen schien zu atmen, als ob stilles Leben in ihm wäre, indes es vor dem Allerheiligsten wachte. Schwach erkennbar ragten die hohen Umrisse der Altarsäulen ins dunkle Gewölbe hinauf, und auf dem Boden, gerade vor dem Hochaltare unter der Ewiglichtlampe, lag fast kreisrund auf den Steinplatten ein Schein von leisem Rot: so ruhig, so sanft und doch so deutlich hervortretend, als wollte er sprechen: „Ziehe deine Schuhe aus! Dieser Ort ist heilig.“

Tiefe Stille herrschte; auch draußen in der Stadt und um die Kirche war jetzt jeder Lärm verstummt. Nur der langsam tickende Gang der alten Turmuhr war im Kircheninnern schwach hörbar. Jetzt holte surrend die Warnung zum Stundenschlag aus, und dann dröhnten in gemessenen Pausen erst die Viertelschläge, dann auf den zwei großen Glocken sich folgend die mächtigen, dumpfen Klänge der Mitternachtsstunde hernieder.

Aber zwischenhinein und auffallend zusammen mit den Glockenschlägen störte immer wieder regelmäßig ein fremdes Geräusch die Stille des Heiligtums. Es kam von der Seitentür hinter der Kanzel her: erst ein leises, kaum hörbares Klirren und Klingen, ein Drehen und Schieben, ein vorsichtiges Bohren und Sägen und dann zugleich mit den dröhnenden Zwölfuhrschlägen ein Krachen und Zittern, welches laut durch die Finsternis im Kirchenschiff hallte und das Echo der Mauern weckte.

Der Zwölfuhrschlag der großen Glocke

summte im Nachhall immer noch durchs Kircheninnere, da tappte und tastete langsam etwas an den Bänken entlang, hinten an der Kanzel vorüber, rechts vorbei am Marienaltar, der in der Dunkelheit als schwarze unkenntliche Masse aufragte, weiter zu den Chorstufen, längs des Chorgestühls der Evangelienseite gegen den Hochaltar zu. Jetzt folgte eine kleine Pause.

Aus dem tiefsten Schatten heraus tritt eine unheimliche, schwarze Gestalt, auf welche für einen Augenblick der Widerschein des Ewigen Lichtes fällt. Einige Schritte, und der unheimliche Eindringling steht nun vor dem Hochaltar, da wo der Priester steht, wenn er das heilige Opfer dem unendlich heiligen, dreieinigen Gott darbringt. Hastig tastet der Unselige am unteren Seile des großen Drehtabernakels herum; er duckt sich; er stemmt sich gegen den Altar; er arbeitet hörbar mit eisernem Werkzeug, und jetzt klirrt laut ein Schlag durch die Stille: das Schloß ist gesprengt. Im nächsten Augenblicke lehrt sich die Gestalt seitwärts, verläßt die Altarstufen, und verschwindet hierauf rasch in der Dunkelheit auf der Evangelienseite. Nicht lange tastet sie weiter, da steht sie vor der geschlossenen Türe des seitlichen Altarausbaues. Der Schlüssel dreht sich; die Türe knarrt auf und dumpfe Schritte beweisen, daß der nächtliche Gast nunmehr in den engen Raum eingebracht ist, welcher sich hinter dem Hochaltar an der Chorwand halbkreisförmig herumzieht. Ein schwacher Lichtschein läßt die mächtigen Formen des Altares nur noch dunkler und gewaltiger erscheinen: der Unheimliche hat in diesem geschützten Raume Licht gemacht. Noch wenige Tritte, und nun ein hörbarer Stoß, und vom rötlichen, milden Licht der ewigen Lampe beschienen, beginnt sich außen die mächtige Tabernakelnische langsam zu drehen. Zur Hälfte verschwindet sie mit dem Kruzifix in der Mitte, zur Hälfte ist die andere Nische sichtbar geworden: so bleibt dann das Tabernakelinnere stehen, und nun beginnt hinter dem Altare ein Taften und Heben, ein Schieben und leises Klirren und Anstoßen. Langsame, schwere Schritte, und heraus kommt's und tappt's aus der Dunkelheit wieder gegen den Altar her . . . Tritte auf den Stufen desselben, und wie von einer unsichtbaren Hand erfaßt, gleitet der große Silberleuchter von der äußersten Kante der Evangelienseite zum Altartisch und

von hier nieder in den Bereich der Dunkelheit, welche da herrscht. Langsam und vorsichtig kommt's nun längs des Chorgestühls herunter; in der Mitte desselben tappt der Schwarze über die paar Stufen, welche ins tiefe Dunkel der Beichtkapelle und des Zugangs zur Sakristei führen. Hier macht er abermals Halt; allem nach hat er die Last, die er getragen, auf den Boden niedergestellt. Nun fängt ein Sägen und Boren und Stemmen und Hämmern an der Sakristeithüre an. Dann Stille. Worauf wartet der Unheimliche? Nicht lange braucht er zu warten, da dröhnt der erste Viertelschlag nach Mitternacht durchs Kircheninnere. Im gleichen Augenblick erfolgt ein Krach; die Sakristeithüre ist offen. Der Heiligtumsschänder schleppt den schweren Silberleuchter hinein. Und dann noch etwas anderes; tief aufatmend, fast keuchend, trägt er es auf dem einen Arme daher, während der andere halb ausgestreckt sich an dem großen Sakristeischrank stützt. Jetzt beginnt beim Scheine eines Wachslichtes, welches in einer Ecke am Boden brennt, ein grauenvolles, emsiges und hastiges Geschäft. Mit Schraubenzangen und Stemmeisen wird gearbeitet. Zerlegt und zerissen werden Metallteile; dann und wann klingt ein helles Tönen des Silbers wie anklagender Wehelaut zum Gewölbe der Sakristei empor. Bald ist die Ruhe wieder eingetreten. In einen zweitheiligen Sack werden die Hauptteile der auseinandergerissenen Heiligtümer verpackt. Wiederum tief atmend erhebt sich jetzt der Gottesräuber und schaut schein um sich. Sein Blick fällt auf den an der äußern Wand stehenden, bis zur Gewölbedecke hinaufreichenden Sakristeischrank; er holt die brennende Kerze aus ihrem Versteck hervor, öffnet die eine große Halbtür des Kastens und leuchtet hinein. Vor der Traghimmeldecke, einem Prachtstück alter Kunststickerei, das seinesgleichen sucht, ist ein Teil sichtbar bei dem unsicher flackernden Lichte: dunkelroter Samt edelster Art; von ihm heben sich glänzend die reichverschlungenen Ornamente der Rokokozeit in echter Goldstickerei ab; über das wunderbar reiche Feld des Traghimmels herab hängen an metallisch glänzenden Schnüren mächtige, faustgroße Goldquasten. Gierig langt die schwarze Hand hin, hebt wägend das schwere Stück auf, und im nächsten Augenblick erscheint die zweite Hand darüber — ein Messer blitzt — ein Schnitt

— ein Riß — und eine und dann noch eine und eine dritte der schweren Quasten edeln Metalls ist abgetrennt und verschwindet bei den anderen Kostbarkeiten in dem Zwerchsack. Und dann wendet sich der Mann zum Paramentenschrank an der andern Wand; das Licht, das er jetzt vor demselben auf den Boden gestellt, bescheint Levitenröcke von schimmerndem Silberbrokat; breite, starke Silberborten in doppelten und dreifachen Streifen treten heraus. Den fürchterlichen Unbekannten scheint ein Fieber der Habsucht erfaßt zu haben; in wilder Gier greift er mit beiden knöchigen Händen zu, schneidet ein und reißt in wüthender Hast streifenweise die Borten von den heiligen Gewändern. Ob auch ein Riß tief hineingeht in den Brokat, ob ein Stück desselben mit abgerissen wird: er scheint es nicht zu sehen. Mit beiden Händen faßt er alles zusammen und stopft die letzten Beute in den Sack. Nun scheint seine Tätigkeit an ihrem Ende angelangt zu sein. Das offene Messer steckt er lose in eine Seitentasche. Dann bückt er sich und hebt langsam die schwere Last des umfangreichen Quersackes auf, um sich denselben über die Schultern zu hängsach auf die Vorder- und Rückseite verteilt. Den Mantel, welchen er abgelegt hatte, wirft er sich jetzt wieder um, so daß er ihn und die Bürde verdeckt. Die Pelzmütze deckt nach wie vor dicht abschließend seinen Kopf; er hat sie nicht abgenommen seit dem Augenblicke, da er aus dem Nebel und der Finsternis des Klosterhofes ins Innere der Kirche trat. Mit einem Ruck zieht er sie noch tiefer herein über den Kopf bis dicht auf die Augen. Mit der Linken nimmt er den schweren, wuchtigen Stock, und die Rechte langt einen Augenblick in die äußere Seitentasche des Mantels und holt aus demselben eine Pistole heraus; prüfend hält er sie gegen das Licht; das Zündhütchen schaut rötlich unter dem halbgeöffneten Hahn hervor, der jetzt wieder langsam und vorsichtig sich auf dasselbe niedersenkt. Die Pistole verschwindet aufs neue in der Tasche, und nun wendet sich der Geselle der Hölle zum Gehen; sein Werk ist getan. Die Wachskerze hat er vorher auf den Ankleidetisch der Sakristei gestellt. Eben will er das Licht ausblasen, da wendet er lauernnd den Kopf zum riesigen Paramentenschrank auf der anderen Seite; dort hängt seitwärts, im Dunkel eben noch erkennbar, ein weißliches, schmuck-

loses Gewebe herunter, arm und unscheinbar und ganz unansehnlich. Das ist das Gewand, das vor uralten Zeiten der strenge Stiftspropst Kügelin getragen hat, wenn er seines heiligen Amtes waltete; und die Hände einer Heiligen sind es gewesen, welche es aus Leinwand so fein und zart und doch wieder so fest und pünktlich gewoben haben, daß es besser nicht hätte gemacht werden können. Die Gute Betha von Reute hat vor mehr als vierhundert Jahren dieses Stück selber für ihren Beichtvater gewoben. Seit langer, langer Zeit ist das Chorhemd nicht mehr benützt worden; es hat sich keiner der späteren Geistlichen für würdig gehalten, es zu tragen, und so hängt es unbenützt seit vielen, vielen Jahren an derselben Stelle drüben.

Starr ist der Kopf des Gottesräubers eine Minute lang dort hinübergerichtet. Hat sich nicht etwas geregt? Hat sich das einem Totenkleid ähnliche Chorkleid nicht bewegt, nicht gefaltet und aufgebauscht? Steht nicht der furchtbare Eisener für Gottes Ehre, der alte Propst Kügelin, von seinem Chorhemd umwallt am großen Schranke?

Regungslos hält, eine Bildsäule gleich, der Verbrecher inne; regungslos starrt er hinüber und wartet, wartet. . .

Er hat sich getäuscht. Das arme Linnengewebe hängt wie vorher ruhig an seinem Platz.

Eine Wendung, die Wachskerze erlischt, und durchs tiefe Dunkel sucht der Mann, Schritt für Schritt vorwärts schleichend, den Weg zur Sakristei hinaus. Die Türe derselben bleibt offen hinter ihm; er nimmt sich nicht die Zeit oder den Mut, zurückzulangen und sie zu schließen. Einen Schritt vor der Tür, in der Beichtkapelle, wendet der Gottesräuber scheu das Gesicht nach vorne. In der völligen Dunkelheit ist dort nichts sichtbar; aber der Frevler weiß recht gut, warum er dies tut: dort vorne steht an der Mauerwand seit Jahrhunderten schon, übermenschlich groß und so lebendig, als wolle er her austreten, der Eiserne Mann. Truchseß Jörg I. von Zeil und Waldsee ist's, ein Stifter des alten Gotteshauses, der, in wundervollem Metallguß dargestellt, majestätisch zu den Steinplatten des Bodens mit den halbverwischten, gemeißelten Buchstaben und Figuren niederschaut, unter welchen seine Kinder und Kindeskinde in der Vätergruft ruhen. Aber auch der Eiserne Mann hat sich nicht gerührt. Stille, To-

tenstille, herrscht im tiefdunkeln Kircheninnern. Leise schlürfen die Schritte des schwerbeladenen Gottesräubers neben dem Marienaltar durch den Seitengang des Schiffes hinunter, leise öffnet sich unter seiner Hand die Seitentür der Kirche. Feucht und kalt dringt der Nebeldunst herein. Minutenlang steht der unselbige Geselle unter der halb offenen Tür und lauscht atemlos und reckt den Kopf weit vor und wendet ihn nach rechts und nach links, als wolle er Nacht und Nebel mit seinen Blicken durchbohren. Alles ist still. Jetzt zwingt er sich langsam heraus, zieht die Türe hinter sich zu, horcht abermals und schleicht dann fast geräuschlos dahin, der Kirchenmauer entlang, vorüber an der Sakristei und dem Chore der Kirche. An der Häuserreihe des hinteren Klosterhofes macht er vorsichtig halt. Aber ihm fällt aus einem Fenster ein matter Lichtschein auf die Gasse herab. Der Laden und auch das Fenster selbst sind geöffnet. Und droben stöhnte es und ächzt es, und zwischen hinein kommen aus rauher Männerkehle abgebrochene Worte zur Gasse herab.

Wer in Waldsee daheim ist, weiß, woran er ist: der alte Nagelschmied, der arme Mann, sitzt schon seit vier, fünf Jahren droben im Lehnstuhl, Nacht für Nacht; im Bett kann er nicht liegen wegen seiner Atemnot, und selbst im Winter muß das Fenster halb offen sein, damit er immer frische, kalte Luft in seiner schrecklichen Erstickenngsgefahr erhält. Er ist allein droben in seinem Stübchen; denn die Leute müssen schwer arbeiten am Tage, und helfen kann ihm doch niemand.

„O — o — o . . . Luft . . . lieber Gott — o — o — nur ein bißchen — mehr — Luft“, so stöhnt's und ringt's in schwerster Atemnot droben. Man hört es in der Nachtsstille, wie der Arme in kurzen, heftigen Stößen keucht. Und nun wieder: „Jetzt . . . jetzt . . . geht's nimmer . . . ich muß ja . . . erstick — lieber Gott . . . wenn's sein muß . . . verlaß mich nicht — um deiner — Todes . . . angst willen.“

Und wiederum das Würgen und Stöhnen und dazwischen kurz abgerissene Gebetsworte des leidenden Mannes.

„Der für uns . . . Blut geschwigt . . . liebe Mutter Gottes . . . gell . . . du bleibst bei mir . . . liebe . . . Gute Beth' . . . hilf, bitt für mich.“ Jedes Wort kann man unten auf der Gasse verstehen.

Der Unheimliche hat sich unterdessen behutsam vorbeigeedrückt. Bald ist er aus

dem Bereich des Lichtscheins gekommen; nicht mehr viele Schritte, und er steht an dem Mauerpförtchen, welches hier die Gasse abschließt und zum See hinaus führt. Das Törchen ist nicht verschlossen; schon ist der Gottesräuber draußen.

Hier war die Nacht nicht mehr so dunkel wie drinnen zwischen der hochragenden Kirche und den Häusern. Gerade noch erkennbar ragten aus dem Nebel einige Bäume auf. Rechts rauschte und plätscherte der See: von Zeit zu Zeit kam in langsamem Wellengange das Wasser daher und verlor sich am flachen Strande. Mit seinem schweren Stöße unaufhörlich den Boden betastend, schritt der Unbekannte langsam weiter, nach links, zunächst dem See entlang, und über die schmale Holzbrücke hin, dann drüben den dunkeln Abhang hinauf und wieder abwärts. Links ragte der Viberacher Torturm schwarz zum Himmel empor. Weiter und weiter ging's nun durch den Nebel, der hier dicht lagerte, auf dem Fußwege dem plätschernden Kanal entlang. Dann und wann stieß der Frevler im hastigen Vorwärtsdringen an einen Baumstamm oder einen Zaunpfahl, und unter dem Mantel hervor klang ein halblautes Klirren, daß er erschreckt innehielt. Jetzt ragte quer vor ihm breit und wuchtig ein dunkles Dach aus dem Dunst zum Himmel auf, rechts seitwärts ein anderes und auf der linken Seite ein drittes: der Bereich des Wolfegger Schlosses zu Waldsee: hier das Jägerhäus, in der Mitte das mächtige Stomniegebäude, welches den Weg abzusperren schien, und dort dahinter die Schloßbrauerei. Der Unbekannte schien Bescheid zu wissen. Er schob sich langsam durch den Nebel weiter, tastete an der Wandmauer des vor ihm stehenden Gebäudes herum, und bald gaben seine Schritte einen Wiederhall: er war in den Durchgang, welcher ihm in schwärzester Finsternis entgegengähnte, eingetreten.

„Das Schastörle ... endlich!“ kam's ihm hastig aus der Kehle. Nur leise hatte er gesprochen, aber vor der eigenen Stimme erschreckend stand er eine Zeit lang regungslos hochend da. Drinnen in der Tiefe des Durchgangs rührte sich etwas. Ein-, zwei-, dreimal erklang schwach ein schnalzender Zungenlaut. Der Gottesräuber erwiderte in derselben Weise und ließ ein langgedehntes Zischen hören. Aus dem Durchgang heraus wurde auch dies erwidert, und daraufhin sprach drinnen, etwa ein Duzend Schritte

entfernt, eine flüsternde Stimme: „Wer ist's?“

„Gute Ware“, lautete ebenso vorsichtig die Antwort, und jetzt verlor sich der Unförmliche mit dem Mantel über seinem Quersack völlig in der tiefen Finsternis des Durchganges. Ein Lichtschein flakerte auf, um zeitweilig wieder zu verschwinden; ein Rascheln und Rutschen, ein dumpfes Klirren und Klirren, während in schwerem Ruck die kostbare Last den Träger wechselte; ein geschäftiges Hin- und Herreden im Flüstertone. — „Dreitausend — abgezählt?“ — „Louisdor und Schweizer Gold, fehlt kein Stück.“ — „Bring's gut weiter; ich gehe hintendrein, bis alles sicher ist.“ Der Blendlaternenschein erlosch wieder, die beiden tappten weiter im Durchgang, und als sie draußen waren, eilte der eine, so schnell er es unter dem Gewicht seiner Bürde vermochte, weiter, zuerst nach links hinüber, dann auf der Straße dem in tiefstem Dunkel liegenden Fürstenschlosse entlang und weiter hinaus, wo junge Kastanienbäume rechts und links in schnurgerader Richtung, eine künftig werdende Allee, wie gespensterhafte Schatten im Nebel dastanden. Die Huftritte eines langsam schreitenden Pferdes und das Geräusch von Wagenrädern auf dem Wege ließ sich jetzt in der Nähe vernehmen; wiederum gegenseitige leise Signale, rasche Schritte, hastig gewechselte Worte, ein schweres Auffallen des Doppelsackes auf dem Boden der Chaise, das Aufsteigen eines Mannes in dieselbe zu einem andern, der dort bereits Platz genommen hatte, ein lautes Aufklatschen des angezogenen Leitriemens auf dem Rücken des Pferdes, schallende Huftritte, und das Fuhrwerk war nach wenigen Augenblicken rassend verschwunden in Nacht und Nebel. Etwa zwanzig Schritte rückwärts war unter einem Kastanienbaume regungslos eine dunkle Gestalt geblieben. Sie hatte offenbar alles überwacht und gewartet, bis der Gottesraub in Sicherheit war. Jetzt zog der Mann den Mantel enger um die Schultern, wandte sich, und wenige Augenblicke darauf war er in der Dunkelheit der mitternächtlichen Stunde unsichtbar geworden. Drei Glockenschläge hallten durch die tiefe Stille. Das letzte Viertel der Geisterstunde war eingetreten.

Einsamkeit und Totenstille waren wieder in der Stiftskirche. Die Seitenpforte war unverschlossen. Die Sakristieür

stand offen, und der große Drehtabernakel des Hochaltars war so geblieben, wie ihn der Gottestäuber belassen hatte. In tiefster Heimlichkeit hatte sich der ungeheure Frevel vollzogen und nichts war dazwischen gekommen. Der heiligmägige Eiferer, der Stiftspropst Kornrad Kügelin, war nicht aus seinem Grabe aufgestanden, um sich vor Gottes Altar dem unseligen Eindringling gegenüberzustellen. Die Stifter des Gotteshauses, welche in der Familiengruft zwischen Altar und Sakristei im Tode ruhten, hatten sich nicht erhoben im heiligen Zorne, als der Sohn der Bosheit mit seinem Raube über ihre Grabplatten hinwegschritt. Die mächtigen Figuren der Patrone des Gotteshauses, der Apostelfürsten Petrus und Paulus waren droben geblieben auf den Piedestalen bei den Altarsäulen, gleich den Engelsfiguren, welche die gekrönte Himmelskönigin hoch über dem Tabernakel im Kreise umschweben. Und ebenso wenig hatte einer der wirklichen Engel, welche unsichtbar das Allerheiligste anbetend umgeben, nach dem Gottesfrevel die Hand ausgestreckt: in der Stunde der Finsternis hatte die Hölle Macht gehabt am Heiligsten, wie einst in Gethsemane und auf Golgatha. Und in der großen Lampe brannte still und ruhig wie immer das Ewige Licht; sein rotes Flämmchen sprach in Liebe und Schmerz ein unendliches Wehe aus und ein Verlangen nach Sühne. Und so schwach und klein es war, es glühte wie ein Notsignal zum Himmel empor und wie ein stummes, nimmerruhendes Zeugnis. „Ich habe es gesehen“, spricht das Ewige Licht, „ich kenne ihn — ich klage ihn an — ich will nicht ruhen bei Tag und bei Nacht; — kehre zurück und bringe wieder, was du geraubt hast, Unseliger, zittere vor der Gerechtigkeit und dem Gerichte Gottes!“

Und während das blutrote Flämmchen in stummer Klage anbetend sich selbst verzehrt, liegt der matte Widerschein seines Lichtes unbewegt auf den Steinfliesen vor dem Hochaltar in mattschimmernder Kreisform. „Furchtbar ist dieser Ort“, so spricht er, „hier ist Gottes heiliges Haus und die Pforte zum Himmel.“

Und draußen ragen aus dem dunkeln Nebelmeer, welches über der ganzen Stadt liegt, schwarz die beiden Turmspitzen der Stiftskirche zum Himmel empor, als Zeugen des Gottesraubes, wel-

cher in dieser fürchterlichen Nacht Waldsees Heiligtum entweiht und geschändet hatte.

Es war Morgen geworden, der Morgen des Fastnachtdienstages 1817. Der Tag war noch nicht angebrochen. Der Nebel hatte sich größtenteils verzogen, und oben am Firmament waren die Sterne sichtbar. Eine halbe Stunde mochte vorübergegangen sein, seitdem vom Turme der Stiftskirche die sechste Stunde des jungen Tages geschlagen hatte. Da öffneten sich hier und dort die Fensterläden, und Licht zeigte sich hinter ihnen. Dann ging auch eine Haustüre auf. Ein halberwachsenes Kind trat heraus und eilte zum Bäckerladen; eine Magd schlürfte hinüber zum Brunnen, Wasser zu holen. Eine andere und eine dritte trafen mit ihr zusammen. Hin und wieder hörte man das Brüllen des Viehes aus einem Stalle. Ein paar Nachbarskinder gingen gemeinsam zum Milchhofen. Die Magd des Härts trug eilig ein Kuchenblech zum Bäcker; hinter ihr drein wurden böse Bemerkungen laut. Der alte Beindreher, der in der Nähe des Brunnens in der Hauptgasse wohnte, öffnete jetzt den Fensterladen und fragte in die Dunkelheit hinaus: „Hat's noch nicht das Gebet geläutet? Ich hab nichts gehört, und es ist doch schon halb sieben Uhr.“

„O je!“ rief eine der Mägde vom Brunnen ihm zu: „Ja 's ist wahr. Ich hab' auch nichts gehört.“

„Es hat nicht geläutet“, bestätigte eine andere, und „Es hat nicht geläutet“, wiederholte die dritte.

„Wird halt der Stiftsmesner verschlafen sein.“

„Wäre auch kein Wunder am Fastnachtdienstag. . . .“

„O je, der Stiftsmesner, der bringt's zu keinem Rausch, der ist zu schäbig dazu! . . .“

„Aber wenn's ihm ein anderer bezahlt hat.“

„Der Härts! . . .“

„Bist, Bist!“ warnte eine Stimme: trotz der Dunkelheit erkennbar, trat des Härts Magd jetzt aus dem Bäckerhaus.

„Soll's nur hören, soll's nur sagen.“

In diesem Augenblick schlug eine der Glocken auf dem Stiftskirchenturme an.

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Vater Dominikus Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr-Schwaben